



**Fabian
Pfleger**

**Texte und
Gedanken**

Ego Renaissance

Vorwort

Dieses Beiheft ist eine Ergänzung zum Katalog und den darin enthaltenen Arbeiten. Die Texte, die Sie hier finden, haben nicht den Anspruch, Ihnen die Bilder zu erklären oder dies auch nur zu versuchen. Vielmehr geht es darum, meine Gedanken zu meinen Bildern sehr zusammengefasst darzulegen, damit sich jeder nach seinem Empfinden Anregungen zur eigenen Interpretation meiner Gesamtarbeit einholen kann. Ich möchte so mit Ihnen in einen Dialog treten. Denn für mein Verständnis von Kunst und im Speziellen meiner eigenen Arbeit ist der Dialog essenziell. Leider können wir heutzutage mit vielen fantastischen Künstlern nicht mehr über ihre Arbeit reden. Ich möchte meine Zeit als bildender Künstler aber dazu nutzen, mit den Menschen ins Gespräch über meine Bilder zu kommen. Bei großen Veranstaltungen, wie der Ausstellung „Ego Renaissance“, ist dies nicht immer in einem wünschenswerten Umfang möglich. Daher will ich zusätzlich zu dieser Broschüre ausdrücklich dazu einladen, bei Fragen oder Anmerkungen mit mir in E-Mail-Korrespondenz zu treten. Denn wie bereits am Anfang dieses Vorworts erwähnt, ist es mir unmöglich, selbst meine eingeschränkte Interpretation der vorliegenden Arbeiten in ein paar Texten festzuhalten.

Bilder sollten meiner Meinung nach nicht nur Dekoration für unsere Wohnzimmer sein. Sie sollten aber ebenso nicht ewig als bloße Idee in meinem Kopf verharren und mich zu der Verstandesakrobatik verleiten, dass das Nicht-Malen eines Bildes gleichbedeutend mit dem Malen eines Bildes ist, weil die intellektuelle Leistung, um die sich die zeitgenössische Kunst mehr und mehr zu drehen scheint, des Bildermalens auch ohne dessen praktische Ausführung denkbar ist. Eine Idee zu haben, ist nämlich keine Leistung, sondern ein Geschenk. Zu denken, ein Bild zu malen, und ein Bild zu malen ist nicht unbedingt das Gleiche. Gute Bilder erzählen nicht eine Geschichte, sondern eine Vielzahl von Geschichten. Selbst mir als Maler der Bilder ist nicht jede dieser Geschichten ganz klar. Das wird mir jedes Mal aufs Neue bewusst, wenn ich ein altes Bild nach Monaten oder Jahren neu anschau. Aber gemeinsam können wir das Größtmögliche aus Bildern herausholen, indem wir uns über sie unterhalten, sie dadurch wertschätzen und uns, durch sie, mit uns selbst auseinandersetzen.

Den toten Hasen zum Leben erwecken

Der Titel des Bildes bezieht sich auf die berühmte Aktion von Joseph Beuys „Wie man dem toten Hasen die Bilder erklärt“. Generell geht es in dem Bild hauptsächlich um eine Auseinandersetzung mit Joseph Beuys und seiner Kunsttheorie.

Beuys, hier wie ein Schüler auf dem Boden sitzend und zu dem unendlich malenden Künstler aufblickend, hisst die weiße Flagge als Zeichen seiner Kapitulation vor der Kunst. Im Hintergrund ist Markus Lüpertz, einer der modernen Künstler, die sich trauten, den Künstler und hier vor allem den Maler als Genie zum Thema zu machen — ob ironisch oder konzeptuell gesehen, bleibt dahingestellt. Darauf beruhend erscheint er hier als geschäftiger Gärtner, der darum bemüht ist, den Geniekult zu pflegen, aus dem heraus sich der Baum der Kunst entwickelt. An diesem Baum wiederum hangelt sich der Maler Jörg Immendorff entlang und spielt seinem bewunderten Meister Joseph Beuys einen Streich, indem er ihm seine Kapitulationsflagge mit dem Zeichen der Kunstakademie Düsseldorf bemalt.

Jörg Immendorff ist nicht nur ein glühender Verehrer von Joseph Beuys gewesen, sondern auch ein schillerndes Beispiel für wahre Leidenschaft in der Malerei und der Kunst allgemein. Trotz seiner furchtbaren Krankheit war er bis zum Ende darum bemüht, seinem Schaffen und Denken Ausdruck zu verleihen! Inwiefern muss man nun einem toten Hasen Bilder erklären? Wie kommt man darauf, dass man in der Lage ist, überhaupt irgendjemandem Bilder zu erklären? Und zu guter Letzt, wieso muss es denn ein totes Lebewesen sein, wo doch die Kunst ein Phänomen des Lebens ist und nicht nur nichts mit dem Tod zu tun hat, sondern ihm entschieden entgegen tritt? Mein Vorschlag ist hier also, den Hasen, dem man die Bilder erklären möchte, erst einmal zum Leben zu erwecken (die Anleitung dazu liegt auf dem Boden dieses Bildes). Dann wiederum geht es darum, festzustellen, dass eine Erklärung von Bildern auf allgemeingültiger Basis nicht sinnvoll ist, weil sich der emotional-intuitive Charakter eines Bildes einer logisch-rationalen Erfassung entzieht. So ist zum Beispiel auch ein tatsächlich wahrgenommener Baum wesentlich komplexer, als es das Wort „Baum“ erahnen lässt, und weiterführend ist dieser erscheinende Baum zwar durch das Wort „Baum“ teilweise oder völlig definiert, dadurch aber in keiner Weise erklärt. Man fragt sich nun vielleicht, was es denn gerade ist, was ich hier durch das Verfassen eines Textes mache. Nun, es ist natürlich eine Ergänzung zu den jeweils vorliegenden Arbeiten, aber doch nicht etwa mit dem Anspruch, diese erklären zu können, denn das würde ja bedeuten, dass sie

überhaupt einer Erklärung bedürften. Meine Aussagen zu meinen Bildern sind nicht nur Teil dieser Bilder, sondern sie bilden in Verbindung mit den Bildern eigentlich erst das, was ich als meine Kunst bezeichnen würde. Da hier kein Aufsatz über dieses spezielle Bild stattfinden kann, bleibt nur anzumerken, dass meine Bemerkung zu Joseph Beuys hauptsächlich diese ist, dass er wiederum der Seite der theoretischen Ergänzung seiner materiellen Arbeit, dem üblicherweise als Kunst bezeichneten Teil einer künstlerischen Arbeit, mehr Aufmerksamkeit hat zukommen lassen als ebendiesem materiellen Teil. Insofern ist Joseph Beuys für mich eher ein Kunsttheoretiker, ein Philosoph. Er bezeichnete sich auch selbst eher als ein Mann des Wortes. Der Ursprung der Kunst liegt aber nicht umsonst in einem wesentlich handwerklichen Aspekt. Dieser Aspekt darf nicht einfach unter den Teppich gekehrt werden oder zu einem Beiwerk verkommen, sondern muss für die Kunst konstituierend bleiben. Denn Theorien stehen in der Konsequenz immer den Sachen gegenüber, die sie zum Inhalt haben. Offensichtliche Sachverhalte wie dass ich es bin, der das hier gerade schreibt, müssen nicht ausgesprochen werden, um von anderen erkannt werden zu können, und dürfen, falls sie ausgesprochen werden, nicht als Theorie oder gar Intellektualität gelten. Kunst muss im Unterschied zur Philosophie auch etwas hervorbringen, was mehr anspricht als nur den Verstand der Menschen. Was dieses Etwas nun sein möge, das bleibt natürlich jedem selbst überlassen, aber auch hier ist festzuhalten, dass sich weder die Theorie dem Kunstwerk beugen darf noch das Kunstwerk der Theorie.

Faust

Faust ist hier stellvertretend für alle Menschen sozusagen das Symbol für den Menschen als Spielball der Gewalten und hierbei vor allem der moralischen Kräfte. Faust repräsentiert das Leiden und Lieben des Menschen, der sich permanent auf der Suche nach absolutem Wissen befindet, bewusst oder unbewusst, und der aufgrund dieser Aufgabe oft an sich selbst verzweifelt und auch verzweifeln muss, da es keineswegs als sicher angenommen werden kann, dass ein solches absolutes Wissen auch tatsächlich möglich ist. So wird Faust auch in diesem Bild dargestellt. Bereits in einen jungen Mann verwandelt findet man ihn zwischen Büchern sitzend, studierend und seine Gedanken aufschreibend vor.

Links im Hintergrund ist eine Figur mit einem Heiligenschein zu sehen, deren Augen verbunden sind und die einen Würfel in der Hand bereithält. Diese Figur ist ein Symbol für die göttliche Kraft, der eine gewisse moralische Absolutheit, also Heiligkeit, und in der Ausführung derselben

völlige Unvoreingenommenheit, also Gerechtigkeit, zugeschrieben wird. Gegensätzlich zu dieser Kraft findet man auf der rechten Seite eine bizarre Figur, die gierig die Hand in Richtung der Seele des Faust ausstreckt und deren Antlitz aus einem schelmisch lächelnden Gesicht und einem Schädel besteht. Während man also die göttliche Kraft als Kraft des Lebens deuten mag, so könnte man hier, verdeutlicht durch den Schädel, von einer chaotischen Kraft der Vergänglichkeit oder sogar des Todes sprechen. Der Würfel in der Hand der linken Figur steht symbolisch für unseren wissenschaftlichen Kenntnisstand, insbesondere im Rahmen der Quantenmechanik. Die „Erfindung“ der Quantenmechanik innerhalb der Physik ist nämlich sicherlich eine der größten Wenden innerhalb der Erkenntnistheorie des Menschen überhaupt. Sie soll sogar den berühmten Physiker Albert Einstein zu der Aussage gedrängt haben, dass er sich trotz der Erkenntnisse eben dieser Quantenmechanik nicht vorstellen könne, dass der Alte (also Gott?) die Realität erwürgelt.

In dem vorliegenden Bild wird die göttliche Kraft aber genau so „würfelnd“ inszeniert, nämlich als eine lebendige Kraft, die zwar moralisch absolut, aber eben auch zufällig ist. Diese Zufälligkeit wiederum sollte dem Menschen eine Bestätigung dafür sein, dass er ein freies Wesen ist und als solches sozusagen die Manifestation des moralisch Absoluten. In einer Welt, in der die Gesetze des Zufälligen herrschen, findet sich der Mensch als ein Wesen wieder, das dieser Zufälligkeit dahingehend habhaft wird, dass es ihr seine eigenen Regeln und Vorstellungen entgegengesetzt. Der Mensch gestaltet die Zufälligkeit und macht sein Handeln damit selbst zu etwas Zufälligem, vereint in sich also unmittelbar das Zufällige und das Gesetzmäßige zu etwas moralisch Fassbarem, da es ohne Freiheit auch keine Moral geben kann. Der Mensch als Spielball von Gut und Böse ist dazu aufgefordert, seine Zufälligkeit nicht als Kränkung oder Unwissenheit zu verstehen, sondern sie als Pflicht anzunehmen. Er wird dazu animiert, Gut und Böse nicht als Gegensätze, sondern als gegenseitige Bedingungen und damit als zwei Seiten ein und derselben Sache zu erkennen, so wie auch die drei Protagonisten des Bildes eigentlich ein und dieselbe Person sind.

Die drei Affen

Die Regel, deren Forderung häufig durch die drei Affen symbolisiert wird, bezieht sich auf den moralischen Ratschlag, wie man sich dem Schlechten oder Bösen gegenüber verhalten kann und verhalten sollte. Gleichzeitig impliziert sie, dass der moralisch vollkommene Mensch vom Bösen nichts hört, sieht und sagt, und stellt somit nicht nur eine Regel auf, sondern ver-

heißt auch eine konkrete Belohnung für denjenigen, der sich an sie hält. Inwiefern aber hat man nun Einfluss darauf, ob man etwas Böses sieht oder hört, und woran mache ich fest, ob etwas, was ich sage, böse ist?

Die Bilder und auch dieser Text hier haben selbstverständlich nicht den Anspruch, diese Frage end- und allgemeingültig zu beantworten. Das wäre zwar wirklich schön, würde aber auch implizieren, dass die Frage zu beantworten ist. Da aber jeder Mensch seinen eigenen Lebensweg beschreitet, ist klar, dass diese Frage so vielfältig ist, wie es die Menschen sind, die diesen Planeten bewohnen. Trotzdem fungieren aus meiner Sicht diese Bilder auch hier wieder als Appell, sich diese Regel nicht nur in Erinnerung zu rufen, sondern auch darüber zu diskutieren und nachzudenken. Den drei Affen werden hier die entsprechenden „Verführungen“ durch das Böse entgegengesetzt. Dem nicht hörenden Affen gegenüber steht jemand, der diesen Affen eines besseren belehren will, ein Moralapostel, der, weil er für sich eine Wahrheit erkannt hat, glaubt, diese Wahrheit gelte für jeden Bewohner dieser Erde und er wäre es, der sie diesen Bewohnern erklären muss. Der nicht sehende Affe hat als Gegenüber eine Person, die ihm das Ergebnis eines Würfelwurfs zeigen möchte, jemanden also, der seine Entscheidungen und seine Freude lieber dem Zufall überlässt, als sein eigenes Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, und außerdem diesen Umstand nicht etwa für sich behält, sondern, wie schon der Moralapostel, sein Glück eben nicht in dem zufällig-glücklichen Leben allein findet, sondern andere erst auf dessen Existenz hinweisen muss, um dadurch letztlich glücklich zu werden. Zu guter Letzt steht dem nichts sagenden Affen jemand gegenüber, der etwas von diesem Affen hören möchte. Ein genervt schauendes Gegenüber gibt vor, den Affen nicht hören oder verstehen zu können. Der nichts Böses sagende Affe soll zu einer Aussage gedrängt werden, die das Gegenüber von vornherein nicht für sich annehmen möchte, die also ebenso gut unausgesprochen bleiben könnte. Die Schnecke, die auf allen Bildern auftaucht, drückt in drei Stufen meine Auffassung zur Erfüllung dieser Regel aus. Nichts Böses zu sagen ist hier sicher die einfachste Stufe dieser Regel, denn sie liegt unmittelbar in der Verantwortung jedes einzelnen Menschen. Symbolisch dafür ist eine nackte Schnecke abgebildet, ein verwundbares Lebewesen also, das ohne Schutz durch die Welt wandert und auf das viele Gefahren lauern. Die zweite Stufe ist für mich, nichts Böses zu sehen. Zwar liegt dieser Teil nicht mehr in der eigenen Verantwortung, jedoch bin ich ziemlich sicher, dass man im Vergleich zu bösen Sachen, von denen man hört, nicht so viele Sachen, die böse sind, auch tatsächlich mit eigenen Augen sehen muss. Hier ist, symbolisch dafür, eine Schnecke getrennt von ihrem Haus abgebildet, das zwar seine potenzielle Funktion hat, aber dadurch, dass es nicht bewohnt ist,

einen eher ästhetischen Nutzen hat und nicht von Leben erfüllt ist. Auch hier ist die Schnecke noch schutzlos den vielen Gefahren der Welt ausgeliefert, hat aber durch die unmittelbare Nähe zum Schneckenhaus wenigstens eine Aussicht darauf, dass sich dieser Umstand in der Zukunft ändern wird. Die letzte Stufe der Regel ist, nichts Böses zu hören. Auch hier hat es der Empfänger der moralischen Botschaft nicht leicht, diese Regel in die Tat umzusetzen. An dieser Stelle ist aber klar, dass es zur eigenen Verpflichtung in Bezug auf eine solche Regel nur gehört, eben das zu tun, was auch in der eigenen Macht liegt. Nichts Böses hören könnte also hier bedeuten, sich von Menschen fernzuhalten, die nichts Konstruktives in ihrem eigenen Leben und dem Leben der anderen bewirken wollen, sich nicht von lauter schlechten Nachrichten verrückt machen zu lassen, deren Wahrnehmung zwar den eigenen Horizont umeben diese Nachricht erweitert, an deren praktischen Auswirkungen auf die Welt man jedoch nie etwas ändern können wird. Repräsentiert wird diese Stufe der moralischen Entwicklung von der Schnecke, die geschützt durch ihr Haus durchs Leben schleicht. So ist auch die Entwicklung des Menschen und seiner Person, nicht nur in Bezug auf sein Verhältnis zur Moral, ein schleichender Prozess, der für einen selbst kaum wahrnehmbar vonstattengeht und daher umso genauer beobachtet werden muss, zum Beispiel, indem man sich in Diskussionen mit seinen Mitmenschen immer wieder der eigenen Wahrnehmung stellt und sie hinterfragt.

Dialektik der Malerei

Malerei findet statt zwischen Disziplin und Muße. Allzu disziplinierte ausgeführte Bilder wirken streng, genau geplant und emotionslos. Lässig dahingepinselte Bilder dagegen sehen schnell desinteressiert und zufällig entstanden aus. Die Figur mit dem großen Pinsel in der Hand steht für eine disziplinierte Herangehensweise an die eigene Malerei. Sie hat den Rücken kerzengerade aufgerichtet, sieht streng in Richtung der anderen Person und hält ihren Pinsel, einer Waffe gleich, in der Hand. Dahingegen wirkt die sitzende Person entspannt, sie liegt beinahe in ihrem Stuhl und schaut fast schon etwas überrascht auf die Person zu ihrer Linken. Sie malt an einem Bild, das ebenfalls von der Malerei handelt. Durch dieses Bild im Bild verschwinden die Grenzen zwischen Bild und Maler.

Wo fängt das Bild an und wo hört es auf? Denn sieht man sich einmal die Person ganz oben auf dem Gesamtbild an, so scheint sie aus einem schwarzen Loch zu entspringen. Sie öffnet die Leinwand, offenbart die gesamte Szene als bloß Gemaltes und eröffnet damit einen Vorder-

grund noch vor den Aspekten der Disziplin und Lässigkeit. Ebenfalls im Vordergrund finden sich mehrere Krebse. Diese sind nicht nur ein kleiner Verweis auf meine Zeit als Kind, in der ich gerne am Meer Krebse gefangen habe (und sie natürlich später wieder freigelassen habe!), sondern sie sind auch Tiere, die zwar temporär an Land leben können, aber weiterhin fest an das Wasser als Lebensnotwendigkeit gebunden sind. Ihr Leben befindet sich also zwischen zwei Polen und sie wechseln zwischen diesen hin und her. Und genau das ist das Thema dieses Bildes. Lässigkeit und Disziplin wechseln sich in ihrer Vorherrschaft über den malerischen Prozess ab.

Etwas weiter im Hintergrund des Bildes sind zwei Personen zu sehen, eine, ein Buch mit verbundenen Augen lesend und eine andere, das Gesicht in ihrer Hand begrabend. Die ein Buch lesende Person mit den verbundenen Augen stellt einen Seitenhieb gegen die Wissenschaft der Kunstgeschichte dar. Gerade in unserer hoch spezialisierten Welt ist es beinahe unmöglich, gleichzeitig ein routinierter bildender Künstler zu sein und ein voll ausgebildeter Kunsthistoriker. Zu viel gibt es zu wissen und zu viel gibt es zu schaffen. Aber auch eine Mischung aus beidem ist eben aufgrund dieser Fülle des Wissens nicht notwendigerweise ratsam. Wenn ich die Hälfte einer Geschichte lese, so schließe ich daraus möglicherweise Konsequenzen, die genauso falsch sind wie die, die ich folgere, nachdem ich gar keinen Teil der Geschichte gelesen habe. Ist ein Glas halb voll und ich sehe nur die obere leere Hälfte, so müsste ich immer noch denken, das Glas sei leer. Das Machtverhältnis zwischen bildenden Künstlern und Kunsthistorikern ist ein ungleiches, denn ohne bildende Künstler gäbe es logischerweise auch keine Geschichte der bildenden Kunst. Dass aber der umgekehrte Fall sich nicht so verhält, ist daran zu erkennen, dass es vor der Etablierung der Kunstgeschichte als Wissenschaft bereits ganze Jahrtausende gab, die von bildender Kunst festgehalten und dokumentiert wurden. Und so erscheint hier diese oben beschriebene Person als eine, die ein beinahe tragisches Vorhaben verwirklichen möchte: Sie sucht Wissen, ohne Wissen erlangen zu können. Sie ist wie jemand, der nicht malen kann, aber weiß, was ein gutes Bild ist. Die andere Person zeigt die Reaktion, die darauf folgt, nämlich bloßes Unverständnis. Auch durch dieses Unverständnis wird verhindert, dass in den Büchern gelesen wird und das Wissen, um das es hier symbolisch geht, erlangt wird. Es bringt nichts, über die tragischen Versuche einer Einordnung des nicht Einzuordnenden zu verweifen, sondern man muss es selber besser schaffen, auch wenn es bedeutet, noch mehr zu arbeiten als zuvor. Der Grundtenor dieses Seitenhiebs gegen die Kunstgeschichte ist im Wesentlichen dieser: Kunstgeschichte ist ein wertvolles Mittel zur Aufbewahrung und Dokumentation eines Teils

der Menschheitsgeschichte, verliert aber ihre Legitimation als Wissenschaft und Schönheit, sobald sie sich dazu benutzen lässt, zeitgenössische Kunst beeinflussen zu wollen und Bewertungen vorzunehmen.

Im Hintergrund des Bildes finden wir eine Darstellung von Narziss. Dies soll der kurzgefassten Auseinandersetzung mit Leuten dienen, die in meinen Bildern ein Indiz für eine narzisstische Persönlichkeitsstörung meinerseits erkennen. In diesem Bild ist die Antwort darauf eine gleichgültige. Selbst wenn mein Ansatz auf einer Persönlichkeitsstörung beruht, was genau ist so schlimm daran? Würden wir nicht gerade in unserer heutigen Zeit eigentlich zu dem Entschluss kommen müssen, dass es mutig ist, seine eigene Krankheit zu seinem Vorteil zu nutzen und, anstatt anderen Menschen zu schaden, einfach nur sich selber zu malen? Meiner Meinung nach liegt der Vorwurf des Narzissmus also sogar dann völlig daneben, wenn man all die anderen Aspekte, die ich an allen Ecken und Ende zu erläutern versuche, wissentlich ignoriert und die Kritik somit auf das bloß für das Auge Sichtbare gründet.

Aufbruch ins goldene Zeitalter

Dieses Bild läutete zusammen mit „Dialektik der Malerei“ eine neue Zeit in der Farbwahl meiner Malerei ein. Nachdem ich lange Zeit nur sehr farbigere Bilder gemalt hatte, kam ich schließlich zu einer extrem reduzierten Palette, wie sie in „Die drei Affen“, „Faust“ und den „Neun Studien“ zu sehen ist. Diese Zeit war gekennzeichnet durch eine große Unsicherheit über meinen Standpunkt in der Malerei. Mir standen zwar alle Farben in ihrer ganzen Pracht zur Verfügung, doch ich fand mich nicht in der Lage, sie bewusst einzusetzen. Es war beinahe so, als ob gute Farbgebungen rein zufällig entstünden, und natürlich wollte ich dies nicht zulassen. So kam ich zu dem Entschluss, dass ich, um die Farbe wertschätzen zu lernen (wie man auch seine Gesundheit besonders nach einer Zeit der Krankheit wertzuschätzen weiß), mich ihrer komplett entledigen müsste. Nachdem ich einige Bilder in verschiedenen Grautönen gemalt hatte, trat das Bedürfnis, Farbe zu benutzen, ganz natürlich wieder in den Vordergrund. Doch anstatt direkt mit allen möglichen Farben loszulegen, beschloss ich, mir jede Farbe einzeln und in all ihren Tönen vertraut und bewusst zu machen. „Dialektik der Malerei“ ist das erste Bild, in dem ich mit dem Dogma der Grautöne brach und mir eine neue Farbe zunutze machte. Während es aber in „Dialektik der Malerei“ eigentlich um eine andere Geschichte geht, ist das Bild „Aufbruch ins goldene Zeitalter“ sozusagen der Grundstein für den praktizierten Entschluss, die naive Verwendung von Farbe gegen eine bewusste Entscheidung bezüglich der Farbgebung

in meinen Bildern auszutauschen. Das goldene Zeitalter gilt in verschiedenen Zusammenhängen als eine Zeit der Blüte, als ein beinahe paradiesischer Zustand. Das Bild erzählt von der Transformation des Menschen und seiner Umgebung, die durch ihn selbst geschieht. Dadurch, dass der Mensch sich selbst in etwas verwandelt, verwandelt er auch seine Umgebung. Ein goldenes Zeitalter kann also nur durch Menschen herbeigeführt werden, die ihrem eigenen Ideal gerecht werden. Geführt durch Bildung und Weisheit kehren die Menschen aus der Dunkelheit und werden durch die Malerei in goldene Gestalten verwandelt, sie werden erleuchtet. Diese wiederum versammeln sich an einem hell erleuchteten Ort, an dem die Finsternis nicht mehr überwiegt, und schauen dem Weltgeschehen unberührt, jedoch interessiert zu. Bienen fliegen fleißig von der linken bis hin zu rechten Tafel, wo sie die Sonnenblume aufsuchen, ein Symbol, das ich immer wieder in meinen Bildern verwende. Jeder, der gleichzeitig an Malerei und Sonnenblumen denkt, muss sich notgedrungen an Vincent van Gogh erinnern, einen Maler, den ich für seine Farbgebung zutiefst bewundere und der meiner Meinung nach von den vielen uns bekannten Künstlern eines der tragischsten und am besten dokumentierten Schicksale erlitt. Wer die zahlreichen Briefe an seinen Bruder Theo van Gogh liest, wird feststellen, dass van Gogh die Malerei im wahrsten Sinne des Wortes gelebt hat. Er ist meiner Meinung nach einer der wenigen Maler, auf die der Begriff „Genie“ wirklich zutrifft, wird diese Bezeichnung doch mittlerweile recht inflationär gebraucht. Daher stehen für mich die Sonnenblumen immer für den Geniekult, aber auch gleichzeitig für das wahre Genie, sie sind sozusagen Ort der Schnittstelle zwischen den beiden Welten und Vorstellungen. Die Bienen symbolisieren meine Meinung, dass zu einem Genie auch immer Fleiß und Arbeit gehören, dass aber Fleiß und Arbeit nicht mit dem Begriff des Genies verwechselt werden sollten. Die sich in den Schwanz beißende Schlange hat historisch gesehen mehrere Konnotationen. Für mich repräsentiert sie die reine Gier, die, ohne es zu merken, sich selbst verschlingt. Dadurch bildet sie die Form eines Kreises, eines Symbols der Unendlichkeit und Vollkommenheit. Die absolute Unvollkommenheit ist in diesem Symbol also Ursprung des absolut Vollkommenen und bezeichnet damit die Einheit des Seins. In der Mitte dieser beiden Extreme finde ich unseren Erdball wieder, unser Zuhause, eine von scheinbar unendlich vielen Materieanhäufungen in diesem Universum, die für uns dennoch von unschätzbbarer Bedeutung ist. Die Farbgebung der Erdkugel deutet bereits die kommenden Farben, die in dieser Ausstellung auftreten werden, an: Blau und Grün.

Es geht in diesem Bild nicht um eine Forderung, sondern um eine Beschreibung. „Aufbruch ins goldene Zeitalter“ bedeutet genau das. Ich breche dorthin auf und bin gespannt, wo es mich hinführt!

Der Beginn eines Menschen

Kinder erinnern uns immer wieder an das Gute in uns. Sie erlauben einem, sich zu erinnern, dass man selbst auch einmal Kind war und von der Welt nichts wusste. Gleichzeitig sind sie auch die beeinflussbarsten Menschen überhaupt, lernen neue Dinge in einer unglaublichen Geschwindigkeit. Sie haben keine Vergangenheit, die sie beunruhigen oder durch schöne Erinnerung in träumerische Sehnsucht versetzen könnte. Die Zukunft kümmert sie nicht in einem allzu großen Maß, denn die vielen neuen Eindrücke der Gegenwart sind wesentlich interessanter und eben aktueller. Aus diesen Komponenten speist sich auch die volkstümlich angenommene kindliche Ehrlichkeit. In diesem Verständnis sind Kinder kurz und direkt, wirken aus der Sicht erwachsener Menschen sogar hemmungslos und brutal. In jedem von uns lebt dieses Kind weiter, es wird nur begraben unter den voranschreitenden Lebensjahren und den damit einhergehenden Erfahrungen. Zum Beispiel wird unsere direkte Ehrlichkeit durch Höflichkeit ergänzt. Sorglosigkeit erfährt eine Erweiterung durch Angst und Hoffnung. Wir tauschen Naivität gegen Vorsicht ein. In dem Bild „Der Beginn eines Menschen“ geht es um dieses innere Kind. Das Kind balanciert auf einem Ei, denn die Entwicklung, das innere Kind mit der Rolle eines erwachsenen Menschen innerhalb der Gesellschaft konstruktiv zu verknüpfen, ist ein Akt der Balance. Diese Balance geht von dem Kind aus, sie hat etwas Spielerisches. Das tatsächliche Kind sowie das sprichwörtlich innere Kind in uns will sich Aufmerksamkeit verschaffen, es will Grenzen ausloten. Im Gegensatz dazu nehmen die beiden Personen links im Hintergrund das Ei nicht zum Anlass, mit ihm zu spielen und die eigenen Grenzen auszuloten. Einer von ihnen scheint das Ei zu untersuchen, der zweite macht es sich als Stuhl brauchbar. Während das Kind in uns Sachen spielerisch und ohne feste Absicht in das eigene Leben einbindet, versucht unser gewachsener Gegenpart, die Dinge auf ihren Nutzen zu untersuchen und entsprechend zu verwenden. Die Schildkröte symbolisiert das Kind als inneren Rückzugsort. So wie die Schildkröte sich bei Gefahr in ihren Panzer zurückziehen kann, so kann auch der Mensch sich in einen künstlichen Zustand kindlicher Sorglosigkeit oder Naivität zurückziehen. Zu guter Letzt ist dort der Mensch, der ein Verbotsschild mit meinem Porträt darin hochhält. Wie in einigen anderen Bildern ist auch dies eine kleine Hommage an einige Kritiker, die meine Bilder auf die Methode des ständigen Selbstporträts reduzieren wollen. Mir mitzuteilen, ich würde „nur“ mich selbst malen (als ob ich das noch nicht gemerkt hätte) und damit unterschwellig deutlich zu machen, dass das nichts Positives ist, ist für mich so, wie einem Kind den Ball abzunehmen, eben absolutes Spaßverderben. Vielleicht ist es aber auch notwendige Erziehung.

In guter Gesellschaft?

Der Affe ist uns Menschen näher verwandt als so manch anderes Tier. Immer wieder sind wir zudem erstaunt, wie intelligent manche Affen sein können. An derartig verblüffenden Eigenschaften unserer haarigen Verwandten könnte man also die These festmachen, dass der Unterschied zwischen Mensch und Tier gar kein prinzipieller ist, sondern nur ein gradueller. Natürlich wird vielen modernen Menschen diese Möglichkeit immer stärker bewusst und damit steigt auch das Bewusstsein gewisser Tierrechte in vielen Menschen. Einige Menschen „vermenschlichen“ ihre Haustiere und wieder andere Menschen gehen so weit, andere Menschen zu „entmenschlichen“. Auch dies könnten Auswüchse des bloß graduellen Unterschieds zwischen Mensch und Tier sein. Doch selbst wenn man den Menschen schlicht und ergreifend als Tier erkennt, wird einem doch klar, dass es sich bei diesem Tier um ein besonders reflektiertes und intelligentes Exemplar handelt, das zumindest dazu in der Lage ist, einen Begriff von Verantwortung zu bilden. Der Mensch wäre dann ein Tier mit besonderer Verantwortung, und zwar, weil er den Sinn und die Möglichkeit von Verantwortung erkennt und versteht. Oder anders: Der Mensch ist ein Tier mit Verantwortung, weil er denken kann, dass er ein Tier mit Verantwortung ist. Die Verantwortung würde den Menschen sozusagen erst zu dem machen, was er ist, und Verantwortung wäre das erste und einzige wahre Menschenrecht. Wem gegenüber aber fühle ich mich verantwortlich? Bin ich mir selbst gegenüber einer Verantwortung bewusst, oder habe ich die Verantwortung für andere? Oder ist beides dasselbe, indem ich mich anderen gegenüber verantworten muss?

Fühle ich mich einer anderen Form von Leben prinzipiell überlegen, so erkennt mein logischer Verstand alsbald die Möglichkeit, dass es auch eine Form des Lebens geben könnte, die meinem Leben überlegen ist. Diese Erkenntnis kann doch aber eigentlich im schlimmsten Fall nur zu diffuser Angst vor einer Auslöschung durch dieses überlegene Leben leiten und im besten Fall höchstens zu einer Hoffnung führen, dass mir dieses höhere Leben wohlgesonnen ist. Aber sowohl der schlechteste als auch der beste Fall scheinen mir nicht unbedingt erstrebenswerte Zusätze in meinem Leben zu sein. Diese Erkenntnis könnte vielleicht sogar legitimieren, dass selbst wenn es eine prinzipielle Unterscheidung von Lebensformen gäbe, es für mich besser wäre, diese prinzipielle Unterscheidung zu leugnen, da für mich kein Vorteil, sondern im Gegenteil ein Nachteil daraus entsteht, sie zu akzeptieren. Dieser Gedanke lässt sich auch von der anderen Seite aufrollen. Wenn ich der Meinung bin, einer gewissen Form des Lebens oder Seins unterlegen zu sein, wie es in nicht wenigen Religionen der Fall ist, so führt mich dies schnell zu

der Erkenntnis, dass ich nun aber wiederum irgendeiner anderen Form des Seins und Lebens überlegen sein muss, da ich wenigstens dies erkannt habe, dass ich dieser ersten Form unterliege. Voltaire wird häufig mit dem Satz „Wenn es Gott nicht gäbe, so müsste man ihn erfinden“ zitiert. Dem obigen Gedanken folgend wäre der richtige Satz: Wenn es Gott gäbe, so müsste man ihn leugnen.

Eine Gesellschaft, in der immer mehr Menschen Tiere mehr schätzen als ihre Mitmenschen, die auch nur eine andere Form des Tieres sind, entsteht nicht unbedingt mehr Menschlichkeit. Wir sprechen von so vielen Rechten, von Tierrechten und Menschenrechten, und doch übernehmen die wenigsten Menschen die Verantwortung dafür. Nicht wenige übernehmen nicht einmal Verantwortung für sich selbst. Können wir überhaupt noch Verantwortung übernehmen? Oder entmenschlichen wir uns schon?

Vier Phasen der Gerechtigkeit

Kunst ist nicht zuletzt auch ein Konstrukt der Gesellschaft, des Dialogs. Was aber hält eine Gesellschaft zusammen? Wie ist es möglich, dass all die verschiedenen Interessen und Bedürfnisse in einem weitgehend friedlichen Miteinander münden? Grund hierfür ist maßgeblich die unausgesprochene Einwilligung jedes Einzelnen, sich an die Gesetze des jeweiligen Landes und der darin wohnenden Gesellschaft zu halten. Gesetze sind aber natürlich nichts an sich Autoritäres, sondern sie bedürfen der Anwendung und Umsetzung.

Das Bild „Vier Phasen der Gerechtigkeit“ reflektiert dabei über die innere Dynamik der Gesetzgebung. Dabei kann das Bild in zwei Richtungen gelesen werden: von vorne nach hinten und umgekehrt. Liest man das Bild von vorne, so sieht man den Gerechten das Recht sprechen und aufzeigen. Daraus hervor geht eine Diskussion zwischen zwei im Recht gebildeten Parteien, ob diese konkrete Rechtsprechung denn überhaupt gerecht ist. Diese Diskussion wiederum führt dazu, dass jede einzelne Partei sich erneut, nun unter dem Einfluss der vorhergehenden Diskussion, mit dem geschriebenen Gesetz beschäftigt. Bei anhaltenden Differenzen entscheidet nun die physisch stärkere Kraft, welches Wort hinterher als Gesetz angesehen und gelebt wird, und dadurch mittelbar auch, was als Gerechtigkeit empfunden wird. Liest man das Bild von hinten, so liegt ebendiese physische Auseinandersetzung der Menschen untereinander der Gesetzgebung zugrunde. Das friedlich vor sich hin lebende Individuum hat kein Interesse daran, in seiner Ausübung des Le-

bens von anderen Parteien ungefragt angegangen zu werden. Aus diesem Grundinteresse gehen einzelne Personen hervor, die sich bilden und sich Gedanken über ein dennoch mögliches Miteinander machen. Diese einzelnen gelehrten Personen führen nun untereinander die Diskussion, welche ihrer Gedanken tatsächlich zu allgemeingültigen (oder zumindest akzeptierten) Moralvorstellungen taugen — eine Diskussion, die hinterher zu einem geschriebenen Gesetz führt, welches jeweils durch einen möglichst gebildeten und unparteiischen Menschen angewandt wird. Die Grundaussage des Bildes besteht darin, zu erinnern, dass Gerechtigkeit ein Prozess ist und nicht, wie häufig angenommen, ein festes Ideal. Moral und Güte existieren nur in einem Kontext. Ist das eigentlich moralisch? Gerechtigkeit entsteht aus Ungerechtigkeit. Oder brauchen wir Gesetze in einer Welt, in der sich alle Menschen friedlich und auf Augenhöhe begegnen? Gesetze werden von einer Minderheit der Bevölkerung verfasst, und doch profitiert davon die gesamte Gesellschaft. Gesetze sind somit für mich ein wahres Wunder der Menschen. Nicht zuletzt, weil dadurch Kunst erst möglich wird.

Der Wert der Arbeit

Viele Künstler empfinden ihre Arbeit als Leidenschaft. Und natürlich hat die Entscheidung, sich auf welche Weise auch immer mit bildender Kunst zu beschäftigen, etwas mit Leidenschaft zu tun. Dennoch ist Kunst Arbeit, mit all den ihr innewohnenden Vorteilen und Unannehmlichkeiten. Gerade jungen Künstlern ist das Leben von ihrer Kunst wirtschaftlich meistens nicht vergönnt. Sie müssen ihre Zeit damit verbringen, andere Arbeiten zu verrichten, die in den meisten Fällen, außer theoretischen Gemeinsamkeiten, so ziemlich gar nichts mit dem Anspruch zu tun haben, ein bildender Künstler zu sein. Hier treffen Idealität und Realität aufeinander. Doch auch als bildender Künstler hört die Realität nicht einfach auf, zu existieren. Der Spagat, auf der einen Seite seine eigene Vision von sich selbst zu verwirklichen und auf der anderen Seite von anderen Menschen abhängig zu sein, hat jedoch nicht viel mit der Freiheit zu tun, die so gerne mit bildender Kunst oder mit Kunst im Allgemeinen in Verbindung gebracht wird.

Genau diese Stimmung soll in dem Bild „Der Wert der Arbeit“ aufgegriffen werden. Ein Künstler befindet sich nicht nur in dem Konflikt, arbeiten zu müssen wie jeder andere Mensch auch, sondern er muss sich Tag für Tag damit auseinandersetzen, welchen Wert seine Arbeit hat. Was passiert, wenn die Künstler ihre Arbeit niederlegen, so wie die Person im vorderen Teil des Bildes? Das Bild spielt mit Klischees, die das Bild des

Künstlers überschatten. So wie etwa die Lorbeeren am unteren Bildrand, die man nicht selten erst nach seinem Tod erhält. Oder, anders interpretiert, die Lorbeeren als tödliche Gefahr, das Unglück, sich auf bereits verdienten Lorbeeren ausruhen zu wollen. Die als „Dead Man's Hand“ bekannten Spielkarten im Schatten der kauern Figuren, die das Unglück im Glück repräsentieren, das viele Künstler ereilt, wenn sie merken, dass sie von ihren genialen Ideen allein nicht leben können. Und schließlich die im Hintergrund erntenden Menschen, die den natürlichen Umstand aufzeigen, dass nur wer sät auch ernten kann, dass aber selbst die Ernte nicht mühelos vonstatten geht. Genauso müssen viele Künstler einsehen, dass es nicht reicht, eine tolle Idee zu haben, sondern dass diese mühsam umgesetzt werden muss, um Kunst werden zu können.

Das ist für mich der Wert der Arbeit: Sie transformiert, sie lässt die Idee von einer privaten zu einer gesellschaftlichen Realität werden. Sie zeigt, dass Kunst nicht nur Idee oder nur Praxis sein kann, sondern eine Verbindung aus beidem ist, die in ihrer Verbindung über die Teile hinausgelangt und in diesem Hinausgelangen sich selbst als Ursprung von Kreativität, Intellektualität und Fortschrittlichkeit legitimiert.

Älter werden? Nein danke!

Die meisten Kinder können es kaum abwarten, erwachsen zu sein. Scheinbar unendlich scheinen die Freiheiten zu sein, die dieses Erwachsensein mit sich bringt. Ist man einmal erwachsen geworden, fehlen jedoch plötzlich die kindlichen Augen, um die nun erreichten Freiheiten auch also solche wertzuschätzen. Freiheiten werden in ihr Gegenteil verkehrt, sie werden zu Verpflichtungen.

Doch Älterwerden hat nicht nur etwas mit der Veränderung der Selbstwahrnehmung und den damit einhergehenden Problemen zu tun, sondern mit etwas anderem, etwas tief in uns Menschen Verwurzeltem: dem Tod. Jedem Menschen ist mehr oder weniger bewusst, dass der Tod notwendig zum Leben dazugehört. Und doch sind viele von uns Meister darin, diese Tatsache so lange zu verdrängen, bis sie in unserer Mitte eintrifft. Die Bewertung des Todes wiederum entnehmen wir größtenteils aus ebendiesen Erlebnissen. Per Definition erleben wir nicht unseren eigenen Tod, sondern den anderer Menschen. Der Verstand kann es nicht fassen, dass das Leben, das man doch selbst jeden Tag wie selbstverständlich erlangt, für jemand anderen einfach so vorbei sein soll. Denn es verdeutlicht einem die Tatsache, dass ebendieses selbstverständliche Leben auch für einen selbst irgendwann zu Ende gehen muss. Nicht

selten entsteht dadurch das Dilemma, dass sich eine diffuse Furcht vor dem eigenen Ableben breit macht, die einem den Tod, sozusagen unter der Hand, als etwas Schlechtes erscheinen lässt. In diesem Zusammenhang bedeutet Leben vor allem, den Tod zu vermeiden. Das Unvermeidbare zu vermeiden ist sozusagen das, was den Menschen antreibt.

Die kleine Figur im Hintergrund des Bildes „Älter werden? Nein danke!“ verkörpert diese Realitätsverleugnung. Sie verschließt die Augen vor der Tatsache, dass aus dem Kind ein Erwachsener geworden ist, dass aus uns allen Erwachsene werden und geworden sind. Erwachsenwerden bedeutet nicht zuletzt auch, sich anzupassen, Meinungen anderer zu übernehmen. Das, was wir unsere Persönlichkeit nennen, ist eben nichts Individuelles, sondern etwas, was wir als Gesellschaft gemeinsam ausgebildet haben. In diesem Bild soll das Chamäleon darauf hinweisen, dass wir vielleicht nach außen hin wie die Umwelt aussehen (in diesem Zusammenhang: verschieden sind), innerlich aber eben gar nicht so unterschiedlich sind, wie wir oft glauben. Es drückt sozusagen den inneren Widerspruch des Satzes „Ich bin verschieden, wie alle anderen auch“ aus. Im Hintergrund des Bildes sind Menschen zu sehen, die säen. Sie stellen den Menschen in seiner Persönlichkeitsentwicklung dar. So wie für die Ernte eine Aussaat vorausgesetzt werden muss, so muss der Selbsterkenntnis eine Unkenntnis vorhergehen.

Die Last des Ideals

Idealismus ist eine wichtige Komponente im Leben des Menschen. Er treibt ihn dazu an, zu träumen und zu hoffen, und kann helfen, schwierige Zeiten gut zu meistern. Natürlich gibt es, wie mit beinahe allen Geschichten der Welt, auch hier eine Schattenseite. Idealismus kann auch zu Verblendung führen, die Leinen zur Realität losschneiden. Ein so verblendeter Mensch kann höchstens durch Glück noch etwas Normales, geschweige denn Gutes bewirken, da sich seine Vorstellung von der Welt so weit von dieser entfernt hat, dass seine Entscheidungen falsch sein müssen, da sie auf falschen Prämissen beruhen. Unter Künstlern befinden sich naturgemäß sehr viele Idealisten, denn die wenigsten Künstler werden Künstler, um mit diesem Beruf viel Geld zu verdienen oder ganz groß herauszukommen, sondern sie folgen ihrer Leidenschaft, größtenteils befreit von rationalen Überlegungen.

In diesem Bild geht es um das Ideal, das ich von mir und meiner eigenen Arbeit habe. Hier folge ich weniger einem bestimmten Ideal, sondern das Ideal wird mit fortschreitendem Arbeitsprozess immer strenger und

unerreichbarer. Der Arbeitsprozess scheint sich nach einiger Zeit so an sich selbst gewöhnt zu haben, dass er am liebsten gar nicht mehr aufhören möchte. Kaum glaube ich, fertig mit meiner Arbeit zu sein, finde ich schon wieder eine Ecke des Bildes, an der mir irgendetwas auffällt. Meine Aufgabe ist es hier, Einhalt zu gebieten, Tatsachen zu schaffen und mich nicht von meiner Arbeit beherrschen zu lassen. Auch das berühmte „Bild im Kopf“ ist wahrscheinlich noch niemandem so gelungen, wie es eben gedacht war, was natürlich nicht so sehr auf der fehlenden Fertigkeit des Künstlers beruht, sondern vielmehr mit der scheinbar grundsätzlich unterschiedlichen Natur eines Gedankens gegenüber einer Handlung zu tun hat. Jedes Bild ist insofern ein Kampf mit sich selbst, mit seinem eigenen Ideal, dem man sich verpflichtet fühlt, weil es aus einem selbst (und dort vor allem wie von selbst) entstanden ist. Viele antike Büsten wurden nicht nach originalen Vorbildern geformt, sondern entstanden aus einer gewissen Idealvorstellung des Menschen heraus. Die Züge wirken anmutig und perfekt und haben eben nichts Unvollkommenes, das wir als charakteristisch bezeichnen würden. Auch in dem Bild „Die Last des Ideals“ ist so eine Büste zu sehen und sie wird unter großem Aufwand getragen. Auf dem Bild ist ein kleiner Helfer zu sehen, der die Ideen zu neuen Arbeiten beschafft, außerdem der Maler, der sich endlich traut, bei seiner Idealbüste von dem bisher vorherrschenden Gelb abzuweichen. Ein im Hintergrund schimpfender Mensch möchte aufzeigen, dass es nicht möglich ist, seine eigene Idee vollständig umzusetzen, und zu guter Letzt ist noch die Karawane im Hintergrund zu sehen, die den Weg durch die ideenlosen Zeiten, sozusagen die Wüsten der Kreativität, kennzeichnet.

Ich kann nicht das ganze Jahr über und mein ganzes Leben lang erwarten, permanent mit neuen Ideen versorgt zu werden, und erst recht nicht, diese eins zu eins umsetzen zu können. Je stärker ich diese Tatsache akzeptiere, desto weniger frustrierend ist sie und umso wahrscheinlicher ist es, dass ich durch ebendiese Frustration nicht noch weiter gebremst werde. Die Akzeptanz der eigenen Unvollkommenheit macht freier und es damit umso wahrscheinlicher, am Ende doch ein Ideal erreichen zu können.

Narziss

Der Titel der Ausstellung „Ego Renaissance“ soll darauf verweisen, dass wir als Menschen nicht nur selbstbewusst sein können, sondern anderen gegenüber verpflichtet sind, es zu sein. Kein Mensch kann dazu verpflichtet werden, das fehlende Selbstbewusstsein des einen durch

ein übermäßiges Bewusstsein seiner selbst auszugleichen. Leider wird Selbstbewusstsein in diesem Zusammenhang nicht selten mit Selbstverliebtheit verwechselt. So wie der Narziss der antiken Mythologie an seiner Selbstliebe zugrunde geht, gilt noch heute Narzissmus als etwas Unwillkommenes, aber auch, im Unterschied zur Mythologie, als etwas Selbstverschuldetes. Im Alltag ist damit nicht etwa die Krankheit einer Person gemeint, der man im Idealfall eine gute Besserung wünschen würde, sondern eine charakterliche Schwäche, der man gefälligst Herr zu werden hat. Mir ist in meinem Leben jedoch noch kein Mensch begegnet, der sich nicht mehr mit sich selbst beschäftigt hätte als mit anderen Menschen. Niemand, der sich nicht mehr selbst geliebt hätte, als er andere liebt. Ich finde es auch gut so, denn ich möchte von anderen Menschen vor allem erfahren, wer sie sind und was sie über sich selbst denken, und nicht so sehr, wer andere sind und was sie über andere denken. Um ehrlich zu sein, finde ich, dass die Forderung an einen Menschen, sich nicht mehr mit sich selbst zu beschäftigen als mit anderen Menschen, ebendieses Kriterium der eigenen Forderung und ihrer Legitimation nicht erfüllt. Ist nicht die Forderung „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ eine Aufforderung zur Selbstliebe oder setzt diese zumindest als gegeben voraus? Wie überhaupt sollte ich etwas lieben, was ich selbst bin? Setzt nicht schon der Gedanke der Liebe voraus, dass ich „etwas“ liebe, also ein Objekt, das eben nicht ich bin?

Auch auf gesellschaftlicher Ebene scheint Narzissmus, Selbstverliebtheit oder Selbstbewusstsein (wie auch immer man es nennen möchte) eine gängige Erscheinung zu sein. Wie sonst sind all die Texte, Fotos und Videos zu erklären, die Menschen, vor allem im Internet, der ganzen Welt präsentieren, mitunter bezüglich der banalsten Dinge, von denen die meisten Menschen, wenn man sie direkt fragt, nicht im Ansatz glauben würden, dass sie irgendeinen anderen Menschen interessieren könnten.

Brauchen wir also vor diesem Hintergrund wirklich noch eine Ego-Renaissance, ein Wiederaufleben des Selbstbewusstseins? Auch wenn naturgemäß jeder diese Frage „für sich“ beantworten muss, so bin ich der festen Überzeugung, dass dies nötiger denn je ist. Eben weil Selbstverliebtheit oder übermäßiges Selbstbewusstsein einerseits gesellschaftlich verpönt, andererseits aber in einer nie dagewesenen Intensität praktiziert wird. Damit befinden wir uns gesellschaftlich in einem Zustand des Sich-selbst-Belügens. Wir spalten unsere eigene Gesellschaft, weil wir nicht akzeptieren können, dass wir uns selber lieben. Denn auf der einen Seite haben wir unglückliche Menschen, die von anderen nicht gerne als übermäßig selbstverliebt wahrgenommen werden möchten, und andererseits Menschen, die gar nicht mehr darüber nachdenken, wie sie

wahrgenommen werden, und ihre naturgegebene Selbstverliebtheit ganz „selbstverständlich“ ausleben. Doch weder möchte ich ein Mensch sein, der hauptsächlich darauf achtet, wie er von anderen wahrgenommen wird und was andere mit sich selbst und ihrer Außenwirkung machen, noch einer, der gar nicht mehr darauf achtet, wie er auf andere wirkt.

Rast und Rost

Das Bild „Rast und Rost“ bezieht sich ebenfalls auf das Thema Arbeit. In diesem Fall geht es um die Gefahr, die freies Arbeiten mit sich bringt. Als mein eigener Chef muss ich nicht so sehr befürchten, meine Arbeit zu verlieren. Das verführt aber auch nicht selten dazu, mich nicht so anzustrengen, wie ich es eigentlich könnte. In unserem Bildgedächtnis ist die Schlange sicherlich eines der Symbole für Verführung und List schlechthin. Gerade weil ich den Anspruch erhebe, traditionelle Handwerkskunst mit modernen Perspektiven auf meine Lebensrealität zu verbinden, bin ich angehalten, ebendieses Handwerk auszuführen und mich handwerklich zu vervollkommen. Was diese Ausbildung angeht, so unterscheidet sie sich nicht maßgeblich von vielen anderen Dingen, die der Mensch lernen kann. Hier stellt sich das Dilemma dar, dass jede Sekunde, die ich mich mit dem Handwerk und seiner Ausbildung beschäftige, dieses Handwerk fördert, jede Sekunde aber, in der dies nicht geschieht, selbiges Handwerk sich etwas zurückbildet. Möchte ich also nicht nur tolle Ideen haben, sondern diese gleichzeitig noch mit gutem Handwerk verbinden, so kann ich es nicht vermeiden, kontinuierlich zu arbeiten.

Auch in diesem Bild geht es also um ein immer wiederkehrendes Thema in meinen Arbeiten, die, als Teil meiner Person, auch meine Lebensrealität als bildender Künstler zur Sprache bringen. Im Hintergrund sind drei Personen zu sehen, die verschiedene Aspekte dieser Gefahr der Faulheit thematisieren. Da ist zum einen der Schlangenbeschwörer, der die Verführung der Freiheit gemeistert hat und sie zu seinem Vorteil und zu seiner Freude beliebig einsetzen kann. Zum anderen der Blinde, der seiner Augenbinde bedarf, um mit ihrer Hilfe die Freiheit nicht als solche zu erkennen und sie eben dadurch zu beherrschen. Als Letztes ist eine Person zu sehen, die lobend auf die untätige Person im Vordergrund zeigt und somit verführerisch dazu anspricht, untätig zu bleiben. Vorne rechts sind Walnüsse in ihren verschiedenen Stadien der Entwicklung zu sehen. Alle stellen sie die gleiche Sache dar, und doch sind sie völlig unterschiedlich. Die noch nicht fertig gereifte Nuss ist nicht nur schwer zu essen, sondern völlig ungenießbar. Die Nuss, welche sich

noch in der Schale befindet, ist zwar bereits zum Essen geeignet, doch bedarf es einer gewissen Anstrengung, den Kern aus der Schale zu befördern. Schließlich der Walnusskern, der als Nahrung dienen kann. So empfinde ich die Entwicklung des selbstständigen Arbeitens. Anfangs ist das ständige Sich-selbst-Anspornen ein ungenießbarer Vorgang und es bedarf der Geduld und Anstrengung, um dieses Stadium der Arbeit zu überwinden. Nachdem ich Geduld und Arbeitswillen bewiesen habe, ist es lediglich die harte Arbeit, die nötig ist, um zu einem gewünschten Ergebnis zu gelangen. Habe ich auch diese harte Arbeit gemeistert, so ist die Arbeit als bildender Künstler vollends zu einer Leidenschaft und Freude geworden und ich sehe ein, dass sich alle vorangegangenen Mühen gelohnt haben. Sich nicht zu sehr selber zu loben oder loben zu lassen und nicht untätig zu sein, trotz der Möglichkeit, dies zu tun, sind die Hauptthemen dieses Bildes.

Die Geister, die ich rief

Bei diesem Bild fällt es wirklich nicht leicht, den Inhalt in Worte zu fassen, denn der Titel des Bildes trifft es da eigentlich am besten. Zuerst fallen mir natürlich die drei Geister, die Dschinn, auf, die durch das Reiben an einer von mir signierten Wunderlampe in die Realität geholt werden. Diese stehen für die Arbeit oder auch den Anspruch, Künstler zu sein. In Anlehnung an den Zauberlehrling und ähnlich den Aussagen des Bildes „Die Last des Ideals“ geht es hier darum, in seinem Streben und seinen Bemühungen zwar sehr bestimmt zu sein, aber dennoch ein gewisses Maß beizubehalten. Lässt man sich von seinen Zielen und Wünschen zu sehr einnehmen, so entgleiten sie der eigenen Kontrolle und wirken nicht mehr motivierend, sondern führen im Gegenteil zu einer gewissen Lustlosigkeit.

Beraubt man sich dadurch der Faszination an der eigenen Arbeit, so wird der bildende Künstler schnell zu einem völlig normalen Beruf. Nur eine kluge und effektive Herangehensweise an die eigene Arbeit kann diese Abstumpfung des eigenen Schaffens verhindern. Daher habe ich hier das Bild Hannibals gewählt, der sich durch seine Strategien und Taktiken einen Namen als einer der größten Kriegsherren der Antike gemacht hat. Hier tritt er auf seinen Elefanten auf, einen Pinsel statt eines Schwertes in die Höhe gestreckt. Eine andere Person bedient sich einer Augenbinde, natürlicherweise ein Symbol für Neutralität und Gerechtigkeit, wobei es hier mehr um den Aspekt der Unabhängigkeit und Nicht-Beeinflussbarkeit geht. Sie hat einen Papageien gefangen als Stellvertreter für die vielen Menschen, die sich schwer tun, etwas Eigenes zu schaf-

fen, und lieber immer wieder nachplappern, was bereits von zahlreichen Menschen vor ihnen gesagt und getan wurde. Dabei geht es darum, zu zeigen, dass man, allein indem man seiner eigenen Intuition folgt, automatisch zu einer eigenen Position kommt.

Man soll sich nicht beeinflussen lassen, nicht nacheifern, sondern „einfach machen“, dann wird nach ausreichender Zeit die eigene Position ganz natürlich entstehen. Damit soll natürlich nicht ausgesagt werden, dass man keine Vorbilder haben darf oder dass man sich nicht gewisser Bildelemente und Methoden bedienen kann, die bereits zuvor verwendet wurden. Es soll nur darauf hingewiesen werden, dass auch dieses Bewundern und Nachahmen in einem begrenzten Rahmen geschehen muss, damit man sich in Bezug auf seine eigene Position nicht selbst verwirrt. Hat man erst seine eigene Position eingenommen und ist sich ihrer bewusst und sicher, so kann einen eigentlich nichts mehr darin erschüttern. Die Festigung und Wichtigkeit der eigenen Position wird hier durch den Igel symbolisiert. Der Igel ist durchaus in der Lage, sich normal zu bewegen, kann sich aber bei Gefahr rundum durch seine Stacheln schützen. So kann ich auch als Künstler mit gefestigter Meinung zwar durchaus konstruktive Kritik aufnehmen und produktive Gespräche über meine Arbeit und meine Meinung zur Kunst führen. Gleichzeitig bin ich aber eben durch diese gefestigte Meinung vor rein destruktiven Angriffen geschützt und kann diese von mir abprallen lassen, ohne dass ich sie mir zu Herzen nehmen muss und ihnen dadurch sogar noch die Gelegenheit gebe, Einfluss auf ebenjene Arbeit zu haben, die sie zerreißen wollen. Die Geister, die ich rief, sind also der Arbeitswille, ein reflektierter Kampfgeist und ein gesundes Selbstvertrauen.

Mitten in der Malerei

Der Titel des Bildes kann auf zwei Weisen gelesen werden. Zum einen geht es in der Malerei oft darum, Kompromisse mit sich selbst einzugehen, oder anders, die Mitte zwischen zwei Vorstellungen auszuloten. Diese Kompromisse sind dann die Mitten, die in der Malerei konstituierend für diese sind. Zum anderen gibt es die wahrscheinlich häufigere Lesart, nämlich die zeitlich und räumlich einordnende. Mitten in der Malerei würde man hier fragen: Wann und wo fängt Malerei an und wann und wo hört sie auf? Dieses Bild ist das letzte Gemälde, das ich für die Ausstellung „Ego Renaissance“ gemalt habe. Die Hauptfigur darauf sitzt auf dem Boden, den Pinsel noch in der Hand, und schaut gespannt in die Höhe. Sie bildet meinen Zustand bei Abschluss dieses Gemäldes ab. Obwohl das Bild fertiggestellt ist, befindet man sich noch mitten in

der Malerei. Der Kopf ist schon voll mit Gedanken für andere Bilder und man reflektiert immer noch über das Bild, das gerade erst gemalt wurde. Der Maulwurf auf der linken Seite des Bildes symbolisiert hier den Künstler. Auch der Künstler ist in gewisser Weise dem Gegenstand seines Berufes gegenüber blind. Denn ich glaube, es gibt keinen Künstler, der unironisch von sich behaupten würde, genau zu wissen, was Kunst eigentlich ist. Trotz dieser Blindheit wühlt sich der Künstler durch seine Gedanken und erschafft in diesem Prozess das, was ich Kunst nenne. Somit ist Kunst auch niemals eine fixe Idee, sondern immer ein Prozess, eine Dynamik. Die Sonnenblume, die aus dem Terpentinanker herauswächst, soll symbolisieren, dass selbst aus todbringenden und chaotischen Kräften etwas Schönes und Lebendiges entstehen kann. Der Skorpion wiederum steht für die Gefahr, die mit dem Nachdenken über Kunst einhergeht. Bleibe ich bei der Erforschung, was Kunst nun tatsächlich sei, in sicherem intellektuellen Abstand, muss ich nicht befürchten, dass mir etwas passiert, und ich kann mich in Ruhe an der natürlichen Schönheit der Kunst erfreuen. Gerade ich jedoch in welchem Sinn auch immer zu nah an das heran, was Kunst ist, reicht ein kurzer Moment, in dem ich glaube, ich wüsste, was Kunst ist, um die Kunst zu verfehlen. So kann auch ein kleiner und kurzer Stich eines Skorpions gefährliche Folgen für sein Opfer haben. Die beiden Personen im Hintergrund blicken nach oben in den Himmel bzw. nach unten auf die Erde. Wie in anderen Bildern ebenfalls thematisiert wurde, stehen sie für die beiden Extreme, zwischen denen Malerei stattfindet. Der zum Himmel hinauf schauende Mensch steht für den Idealisten, den Träumer und Denker, der sich selbst über seine Beobachtung vergisst. Der auf die Erde schauende Mensch wiederum steht für den Realisten, der handelt und der sich an das hält, was auf seiner Augenhöhe passiert. Dieses Bild und beinahe meine gesamte Arbeit beschäftigt sich mit dem Thema der Selbstreflexion. In Bildern beschäftigt sich nicht nur der Maler mit sich als Person, sondern durch den Maler beschäftigt sich die Malerei mit sich selbst. Die Idee wird Realität. Eine Idee wird aber nicht durch den Menschen geschaffen, sondern sie fällt dem Menschen zu. Führt der Mensch die ihm eingegebene Idee aus, so wird er Teil dessen, wodurch ihm die Idee gegeben wurde. Bilder sind nicht nur der Schatten eines Ideals, die unvollkommene Ausführung einer unerreichbaren Idee, sie sind selbst wortwörtlich Ideale.

